

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 22

Artikel: Schöne Tage in Griechenland [Fortsetzung]
Autor: G.V.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641574>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

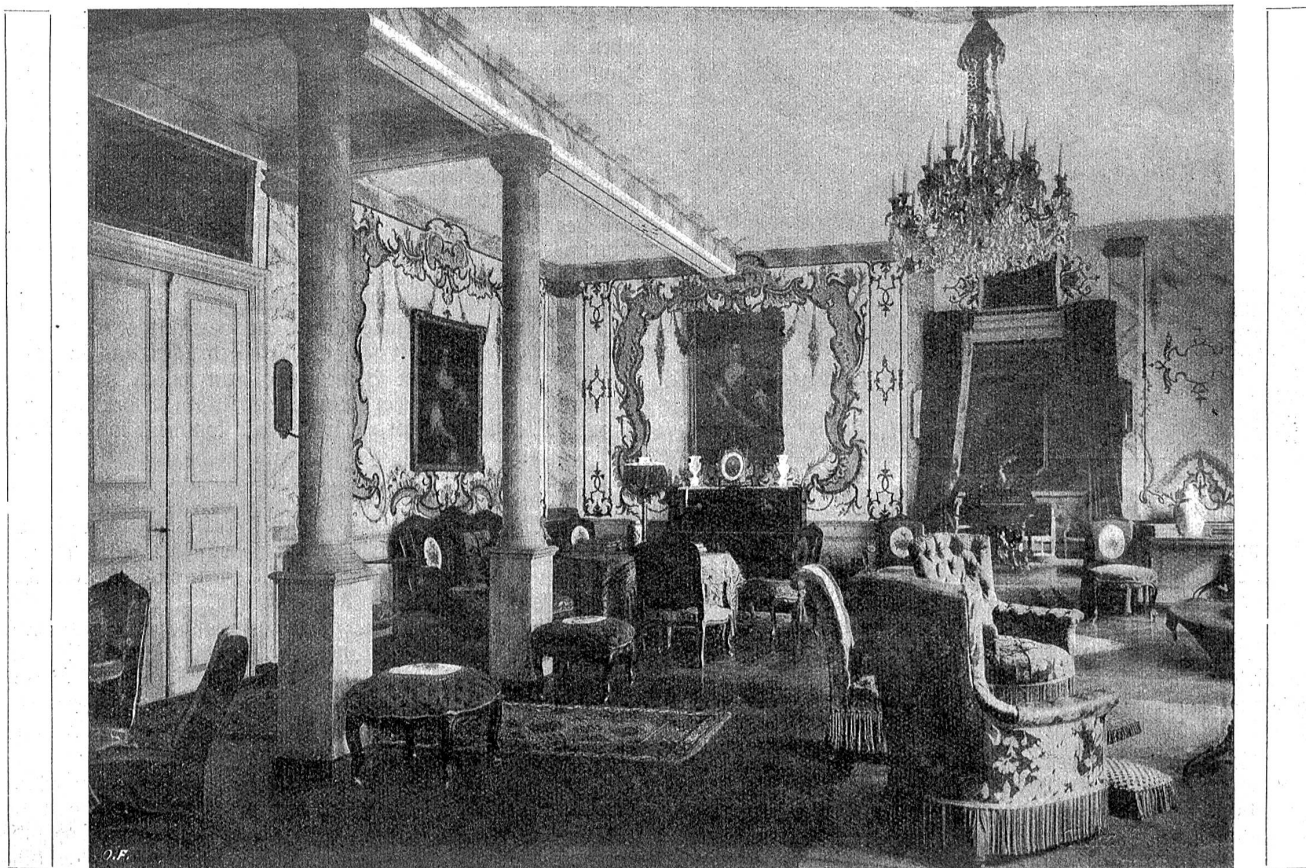
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schloss Jegenstorf. — Grosser Saal.

an Ulrich von Bonstetten. Er und sein Sohn Karolus sind in der Kirche von Jegenstorf begraben, und ihre Grabdenkmäler zeugen mit berechneten Inschriften von ihren Verdiensten um die Stadt und Republik Bern. Unter der Herrschaft des Karolus von Bonstetten brach der Bauernkrieg aus, an dem die Jegenstorfer Bauern tätigen Anteil nahmen. Sie zogen auch gegen das Schloß und plünderten es. Dafür wurde ihr Dorf von den Söldnerscharen des Generals Sigismund von Erlach mit Plünderung und Brandschatzung heimgefußt. Drei Jahre später, im ersten Willmergenkriege, hatte die Berner Regierung die Bauern wieder nötig, um sie gegen die Katholiken führen zu können. Aus jener Zeit datieren die Neubestuhlung der Kirche, die prächtigen Wappenscheiben im mittleren Chorfenster und die große Glocke, die Karolus von Bonstetten für die Kirche stiftete.

Im Jahre 1675 kam durch Heirat Niklaus von Wattenwyl III. in den Besitz der Herrschaft Jegenstorf. Er war ein eigenmächtiger und eigenwilliger Herr, und er kam bald mit den Dorfgenossen, mit den umliegenden Herrschaften und sogar mit dem Staate Bern in Streitigkeiten und Prozesse. Verärgert über die vielen verlorenen Prozesse verkaufte er Jegenstorf an seinen Vetter Samuel von Wattenwyl, der durch kluge Nachgiebigkeit die Streitigkeiten bald beigelegt hatte. Das Schloß, das ziemlich haufällig geworden war, scheint dem neuen Besitzer nicht sonderlich behagt zu haben, denn schon im Jahre 1720 verkaufte er es weiter und zwar an Albrecht Friedrich von Erlach, dem späteren Schultheißen in Bern. Dieser ließ es gründlich um- und ausbauen. Damals entstanden die drei weiteren Gebäude, die die Schloßanlage zu ihrer heutigen geschlossenen Form ergänzten. Auch der Park wurde damals angelegt. Das Schloß verdankt also sein heutiges Aussehen jenem Umbau vor 200 Jahren.

Im Jahre 1758 wechselte die Herrschaft Jegenstorf aber-

mals den Besitzer. Sie kam in die Familie von Stürler, in deren Besitz sie bis heute verblieben ist. Der damalige Käufer, Anton Ludwig Stürler, ließ die beiden Salons im Stile Ludwigs XV. ausstatten, so ungefähr, wie sie sich heute noch präsentieren. Die jüngsten baulichen Veränderungen wurden unter dem heutigen Eigentümer, Herrn A. von Stürler, durch die Architekten Stettler und Hunziker 1913—1915 vorgenommen.

Schöne Tage in Griechenland.

Von G. V.

(Fortsetzung.)

Saloniki — Athen.

Unser Zug donnert oberhalb dem weit vorgeschobenen Wardardelta über die aus 11 Bogen gebaute Eisenbahnbrücke. Der Fluß mit seinen gewaltigen Geschiebmassen zur Regenzeit wird einmal gegen die Landzunge Kara Burun hin die Bucht von Saloniki abschließen.

Leider hüllt die Nacht viel Sehenswertes in ihr Halbdunkel. Gleichwohl erkennen wir den sehr steilen, schneebedeckten, andere ferne Berge überragenden Olymp mit 2985 Meter Höhe. Viel Bergland, aber auch Ebenen jagen vorüber. In Boeotien liegt ein sehr fruchtbares, großes Gebiet, das einst vom Kopais-See eingenommen wurde und jetzt mit Reis, schönem Getreide und Gras bewachsen ist. Olivenbäume stellen sich bald ein und dünne Waldbestände von Aleppo-Kiefern, deren Stämme ohne Ausnahme tief und meterlang eingeschürft sind zur Gewinnung von Harz, das die Landbevölkerung in den Wein bringt, um ihm den Erdgeschmack, wie ihn z. B. auch der Muscat besitzt, zu nehmen und ihn haltbarer zu machen. Das ist so seit Jahrhunderten Brauch, vielleicht schon seit Odysseus' Zeiten. Unsere Leute schnitten Grimassen beim Trinken dieses Weines, der einen Geschmack bekommt, als hätte man Terpentin oder



Athen, links Akropolis, rechts Tempel. (Phot. W. Beck.)

Bodenwische beigegefügt. Die nicht geharzten Weine sind gut, einige Marken munden sehr, und so war niemand gezwungen, Wasser zu trinken und Typhus aufzulesen, der übrigens nirgends regierte. Der offene Landwein kostete 75 Rappen per Liter, in Laurion guter Flaschenwein 7 Drachmen, also 70 Rappen und die bessern Flaschenweine in Athener Restaurants und Hotels Fr. 1.50 bis Fr. 2.—. Auch ein gutes, einheimisches Bier wird ausgeschenkt.

Die Bäume wurden unter unsern Augen, wie schon erwähnt, angeschnitten. Was hier ein alter Brauch ist, ist uns unerklärlich. Ganze Wäldchen stehen deshalb verdorrt da und die sonst schon spärlichen Waldungen leiden schwer. Zu Hellas Blütezeit gab es mehr Wälder; heute ganz kahle Hänge trugen dazumal Bäume. Unter Leitung von Archäologen wurden viele Ausgrabungen vorgenommen und da fand man, z. B. in Mykene, auch Knochen von Rehen und Hirschen. Heutzutage könnte solches Wild nicht mehr leben an den zahlreichen, beinahe vollständig kahlen Abhängen. Der Unverstand der Menschen war an der Arbeit und hat durch Abholzen, vielleicht durch Abbrennen zur Gewinnung von Weideland, der Balkanhalbinsel unermeßlichen Schaden beigelegt. Im griechischen Befreiungskampf, 1821 bis 1828, haben die Türken unter Ibrahim Pascha alles verwüstet und sogar die Bäume umgehauen, vor allem die Olivenhaine. Das Sprichwort sagt: Wohin der Türke seinen Fuß setzt, wird das Erdreich auf 100 Jahre unfruchtbar. Die Erde wurde vom Regen nach und nach zur Tiefe geschwemmt, und Karrenfelder sind entstanden. Damit in Beziehung steht der Wassermangel, der ja auch schon im Altertum, aber sicher in geringerem Maß, bestand. Die Quellen sind da und dort geradezu monumental eingefasst und in peinlich sauberem Zustand, z. B. in Alt-Korinth am Fuße der Akrokorinth. Von weit her wird in großen Henkelkrügen das köstliche Naß geholt, das uns sogar aufgestellt wurde, in Flaschen abgezogen, wenn wir Mineralwasser verlangten. Bei der Quelle oder am Meeresstrand wird vielfach auch die Wäsche besorgt.

Auch Athen leidet unter Wassermangel, ganz besonders in der heißen, trockenen Sommerszeit, wo einzelne Quartiere nur je am dritten Tage Wasser erhalten. Eine amerikanische Gesellschaft bekam in den Tagen unseres Athener Aufenthaltes die Konzession zum Bau einer neuen Wasserzufuhr von Marathon her. Oberhalb dieser Ortschaft in den Bergen wird ein gewaltiges Staubecken entstehen. Jetzt muß auch bei der Straßen Sprengung gespart werden. Hitze und Staubplage treiben in den Sommermonaten die Wohlhabenden aus Athens Mauern in günstiger gelegene Wohnsitze. Die Erbauer neuer Häuser in der Umgebung der Hauptstadt schätzen sich glücklich, wenn ihnen die Zisterne genug und gutes Wasser spendet.

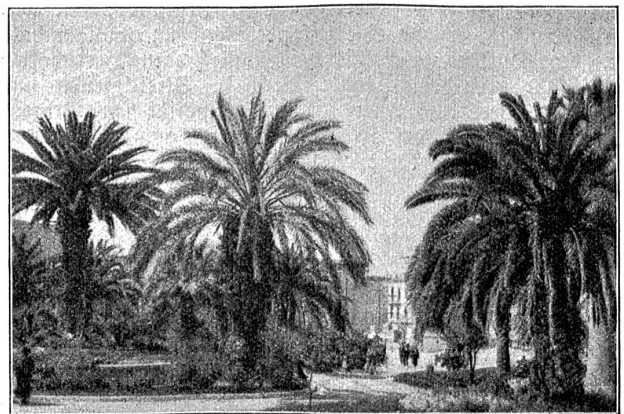
Die Bauern sammeln alle Stauden und Zweige, beladen ihre Eselchen so damit, daß von den Tierchen nur noch Kopf und Hufe zu sehen sind und ein gewaltiger, sich bewegender Staudenhaufen einen großen Teil der Straße einnimmt. So verschaffen sie sich Brennmaterial, aus dem auch Gartenzäune, Schranken für Kleinvieh und Hühner entstehen, indem viele Ruten hintereinander eingesteckt oder ganze Wälle von Stauden gebildet werden. Holz ist ein viel begehrter, seltener und deshalb köstlicher Artikel. In Laurion, auf dem Weg zum Kap Sunion mit dem herrlichen Tempel, sah ich grünes, knorriges Rundholz, zum Teil Steden, aus einer Segelbarke laden, das per Gewicht in kleiner Menge an verschiedene Leute verkauft wurde.

Der Pentelikon mit seinen Marmorbrücken und der Hymettos mit den wilden Bienen und dem lederen Honig verkünden die Ankunft der Landeshauptstadt, über der ein Staubschleier lagert, der, je näher wir kommen, umso durchsichtiger wird.

Athen.

Zur Mittagsstunde des 2. April rattern schwere Autos mit der fröhlichen, wissensdurftigen Gesellschaft durch Athens schönste, ungemein verkehrsreiche Straßen nach dem Badeort Phaleron am blauen Meeresstrand. Die Wagenlenker wetteifern im Tempo, einer sucht dem andern vorzufahren, fährt von einem Straßenrand zum andern, um plötzlich anzuhalten und wieder davon zu rasen. Aufs Trottoir hinauf geht's und haarscharf um die Straßenlaterne. „Herrgott, sind die Kerle verrückt oder meinen sie, wie im Stadion und Hippodrom, so auch hier um die Wette rasen zu sollen.“ — „Schau, mein Lieber, in der breiten Straße sind große Löcher und diese die Ursache von Autofahrten, wie man sie nur hier erlebt.“ — Unsere Chauffeurs sind kaum imstand, über die schmutzgerade Kornhausbrücke zu fahren, ohne dem Geländer einen Denkkettel zu verabsorgen, und hier rasen sie durch Straßen mit tiefen Rinnen und Löchern, daß die Insassen auf- und niedergeworfen werden wie Rekruten in den ersten Reitstunden. Kein Weg ist ihnen zu schlecht, keine Brücke zu schmal und keine Straßenbiegung zu scharf und gibt es eine Panne, was tut's! In aller Gemütsruhe wird geflücht, gelacht und nie gestucht. — Vielerorts wird an Straßen gearbeitet, und auch guterhaltene finden sich vor.

Eine elektrische Schnellbahn verbindet Athen mit Phaleron und der Hafenstadt Piräus und so gegen eine Million Menschen. Zu Zeiten des größten Verkehrs ist der Andrang beängstigend. Zug nach Zug führen in kurzen Zwischenräumen Scharen von Menschen hin und her, und doch will die Ansammlung auf dem Untergrundbahnhof beim Omoniaplatz, Place de la Concorde, nicht abnehmen. Sobald die schönen und bequemen Wagen anhalten, stürzen aus breiten Doppelschiebtüren die Massen, damit andere hastig schnell, hie und da rücksichtslos, Platz nehmen können.



In Athen vor der Universität. (Phot. G. Siechti.)

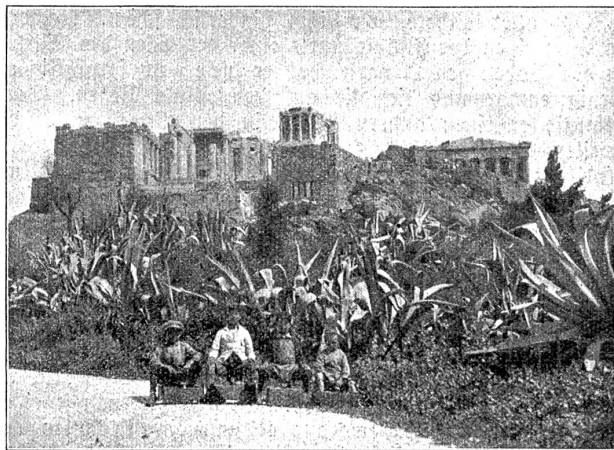
Doch kleben Berwegene an den Wagen, wenn der Zug abfährt; ist ihnen das Glück hold, so können sie sich nach und nach hineindrücken. In solchen Zeiten ist kein Platz da für Alte und Gebrechliche. Die Bahn ist dem raschen Anwachsen der Stadt mit dem zunehmenden Verkehr beinahe nicht mehr gewachsen. Anders liegen die Verhältnisse in Konstantinopel, wo die Einwohnerzahl stark abgenommen hat. Die Griechen glauben, daß in nicht allzu ferner Zeit Athen die Nebenbuhlerin im Handel übertreffen werde.

Den großen, prächtigen Omoniaplatz schmückt eine Palmenpromenade. Ueberall werden Blumen verkauft und ganze Reihen Schuhputzer, meistens Knaben von 8—14 Jahren, sind an der Arbeit und suchen durch Klopfen auf die Schuhputzstäben die Vorübergehenden auf ihre staubigen Schuhe aufmerksam zu machen. Die Bürschchen besuchen die Schule nicht, obwohl im Gesetz der obligatorische Schulbesuch vorgelesen ist. Dem Land fehlen gegen 1000 Lehrer und dementsprechend auch die Schulhäuser. Der junge Grieche zieht den einträglicheren Kaufmannsstand dem Lehrerberuf vor. Seit einiger Zeit wird für die Knaben, die tagsüber zum Lebensunterhalt der Familie beitragen müssen als Laufbuben, Packer, Schuhputzer u. Abendsschule gehalten von 7—9 Uhr. Sie lernen hauptsächlich lesen, erzählen, mündlich und schriftlich rechnen. Die Lehrer suchen vor allem ihren Charakter zu beeinflussen und versprechen sich davon nach meiner Meinung zu viel. Da liegt die Hauptaufgabe bei den Eltern. Erstaunlich ist der gute Besuch dieses freiwilligen Unterrichts, für die Lehrer das beste Zeugnis. Auffällig ist die Arbeitsfreudigkeit und das feste Drauflosreden der fast ausnahmslos hell in die Welt blinkenden Buben, die den ganzen Tag über irgendwo gearbeitet haben. Die Zimmer sind sehr hoch, alle Fenster sperrangelweit offen, die Badräume mit Douchen tadellos und die Aborte reinlich.

Die Kinder der Wohlhabenden, Knaben und Mädchen, genießen eine gute Schulbildung. Viele Studenten, angehende Mediziner, Förster, Mittellehrer u., besuchen Universitäten außerhalb ihres Landes, z. B. auch Genf und Bern. Lehrer, die sich an Hochschulen des Auslandes weiter ausbilden, gelangen in höhere Stellungen. Alle unsere lieben griechischen Begleiter, denen wir so viel verdanken, beherrschten Französisch oder Deutsch, und so war für uns das Sprachenproblem gelöst. Und das war gut so; denn von allen Aufschriften, überhaupt allem Geschriebenen oder Gedruckten verstanden zirkla 85 Prozent rein nichts und unsere geehrten Mythologen nicht viel mehr, obwohl ihnen Altgriechisch geläufig ist. Ja, es gibt schon etwas Mühe, um nur alle Buchstaben des verfluchten Neugriechisch zu lernen. Im kleinen Hafentort Laurion übersehte ein Grieche die an uns Schweizer gerichtete Begrüßungsansprache in tadelloses Deutsch und den mit Begeisterung vorgetragenen Schluß in urziges Berndeutsch und verursachte so Erstaunen und unbändigen Beifall. Auf meine Frage: „Wieso können Sie Berndeutsch?“ kam die Antwort: „Ich war 6 Jahre in Bern; meine Braut ist Bernerin. Sie kommt im Sommer zu mir, und dann heiraten wir.“

Die Griechen als Handelsvolk müssen die Sprachen studieren und beherrschen.

Das mächtige Königschloß mit einfacher Fassade, auf unserem Bilde zwischen Lykabetos, dem steil sich erhebenden Felsen, und Hymettos, erinnert eher an ein Verwaltungsgebäude, das auch Flüchtlingen Obdach geben muß. Daran schließt sich der große, herrliche, schattenspendende Schloßgarten mit wunderbaren Pflanzen. Dort ist das Denkmal des Genfers Eynard aufgestellt, der im griechischen Freiheitskampf mit großem Geschick für Griechenland eintrat, was viel dazu beitrug, daß wir überall mit unglaublicher Sympathie empfangen wurden. Sagte doch selbst der Rektor der Athener Universität: „Nicht die europäischen Regierungen haben Griechenland gerettet, sondern der verehrte Genfer



Die Akropolis. — Vier Schuhputzer. (Phot. W. Beck.)

Bürger Eynard, der die Gewissen und die Intelligenz Europas für das geknechtete Land wachrief.“

Wir verlassen das Tram und wandern durch schmale, holperige Gassen nordwärts und etwas bergan. Bald reiht sich Bude an Bude, mit allem Möglichen angefüllt, was das Herz begehrt, ausgenommen hübsche Mädchen! Die Verkäufer in der Bazarstraße sind meistens ältere Männer; Perfereteppiche und Altertümer, alles „made in Germany“, wird feilgeboten. Manches Andenken wird gekauft und reist wieder den Weg zurück, den es hieher gekommen.

Eine breite, guterhaltene, mit Bäumen geschmückte Straße führt zum sehnlich erwarteten, unvermittelt emporsteigenden Burgfelsen, der sich wie ein Altar ausbreitet, auf dem die Griechen ihren Göttern wunderbare, weithin ins Land sichtbare Tempel bauten. Es berührt schmerzlich zu vernehmen, daß bis vor nicht allzu ferner Zeit viel von dieser Herrlichkeit noch unverseht dastand, während ein Trümmerfeld mit wenig Marmorsäulen heute noch zu sehen ist. Im Parthenon war ein Pulvermagazin eingebaut worden, das durch Blitzschlag explodierte und den wunderbaren Tempel in Trümmer legte. Auch Erdbeben haben zur Zerstörung der Tempel beigetragen. (Schluß folgt.)

Cassandrinos Schelmenstreiche.

Aus dem Altitalienischen, übertragen von Walter Keller.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Als es finstere Nacht geworden war, nahm Cassandrino seine Werkzeuge, ging zum Eingang des Palastes und fand den Wächter in süßem Schummer. Und weil er alle geheimen Türen und Gänge im Palast sehr gut kannte, ließ er ihn schlafen, nahm einen andern Weg, gelangte in den Hof hinein und suchte den Stall auf, den er verschlossen fand. Er handierte solange geräuschlos mit seinen Werkzeugen an der Tür herum, bis er sie auf bekam. Als er aber den Diener mit dem Zügel in der Hand auf dem Roß sitzen sah, geriet er ein wenig in Verwirrung. Doch näherte er sich ihm leise und sah, daß auch dieser fest schlief. Und wie nun der schlaue und abgefeimte Schelm den Diener tief wie ein Murrelter schlafen sah, verfiel er auf den schönsten Streich, den je ein Lebender ausdenken konnte: er nahm nämlich das Maß von der Höhe des Pferdes, rechnete jedoch noch so viel dazu, als ihm für sein Vorhaben nötig schien, verließ dann den Stall und ging in den Garten, nahm dort vier große Pfähle, welche die Weinreben eines Laubenganges stützten, spitzte sie an einem Ende zu und kehrte wieder in den Stall zurück. Und als er sah, daß der Diener noch immer fest schlief, schnitt er wohlüberlegt den Zügel durch, den der Diener in der Hand hielt, dann den Brustriemen, den Gurt und den Schwanzriemen